

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. — Inserate werden die gespaltene Petitzeile mit 1 Rgr berechnet.

Preis des ganzen Jahrgangs von 22 Nummern 8 Thlr. Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

SAE B e n d = Z e i t u n g.

Achtunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: Vierter Jahrgang.

No. 6.

Donnerstag, den 3. August.


1854.

Celestus Hochzeitsnacht.

Ein ländliches Gemälde

von

M. Solitaire.

echt einsam lag das Gehöft, auf das wir zugehen durch die dunkle, von einem Streifen des Neumondes, einem so unvollkommenen und wie ein herenhaftes Irrlicht leuchtenden Ringe matt und schwächlich durchschimmernde Nacht eines stürmischen Nachwinters. Es lag inmitten einer Pflanzung, die rings von dichtestem Walde umstanden war. Wie dem Kundigen beim ersten Anblick klar werden mußte, wurde dieser Wald nicht nach den Grundsätzen der gewöhnlichen landesüblichen Forstkultur bewirtschaftet, denn es gab Bäume in ihm vom Rande ab bis tief in seine stummsten Gründe, die dem Anseh'n nach ebensoviel Jahrzehnte auf ihren mächtigen Zweigen trugen, als das Geschlecht, das zur Zeit sie durchwandelte, einzelne Jahre auf seinem armseligen Rücken. Es waren kolossale Waldriesen, die hier standen: die seit Jahrhunderten jegliches Leid durchgemacht und jegliche Freude genossen, die eben dem Baum beschieden sind, ohne je ihren ärgsten Feind, die Art, auch nur in der Ferne blinken gesehen zu haben.

Das kam aber daher, weil der Herr des Gehöftes, in das wir uns zu verfügen im Begriff stehen, der reiche Bauer Balthasar Vandrei, gemeiniglich nur der Waldbauer oder der Revierkönig genannt,

auch Herr und Grundeigenthümer der rings seine Ackergrundstücke umstehenden Forsten war und es nie und unter keinen Umständen duldete, daß eine blanke Art sich an die Wurzeln der Tannen, Eichen und Birken legte, aus denen der herrliche Wald bestand: so daß er von diesem Besitz, zum lauten Spott aller Einwohner des Dorfes, zu welchem dieser Hof gehörte und welches mit Namen Bichtwinkel sich nannte, keines andern Vortheils theilhaftig wurde, als des Nießnuzes von Rott- und Feseholz, den er denn allenfalls sich gestattete.

Balthasars stattliches Haus selbst lag am Rande eines dunkelgrün schimmernden Baches, der dem Walde aus seinem innersten Herzen geboren war, der da herfließ aus seinen blätterrauschenden Tiefen und die Schattenspiele, all das Blättersäuseln, all das Regen und Leben, das Hängen und Neigen der rauschenden, flüsternden Wimpfel tief eingesogen zu haben schien in seine krySTALLENE Seele, denn wohl seltsam waren die Gefühle und waldes-sehnsuchtdurstig, die sich dessen bemeisterten, der da hineinschaute in die smaragdne Tiefe, in das weiße Ausschäumen der Wogen, die sich brachen an den nackten, weißgewaschenen Wurzeln der Ulmen und Ebern, welche, gleichsam abgesendet vom Walde, dem sorgsamem Vater, den brausenden, schäumenden, sprühenden Sohn hinaus begleiteten in die Welt, in das Leben: ob es zwar nicht lange dauerte das rastlose Dasein des Waldsohns, denn dort weiter unten hin, wo zwei kahle, kegelförmige Hügel einander gegenüberstehend einen Raum zwischen sich lassend und den

Waldring unterbrechend, da nimmt die frische Freude bald eine Ende. Wenn der Bach die sanfte Klust durchwandelt hat, die die Bergzwillinge scheidet, dann verliert sich sein eifriges Leben, sein zwitschern- des, flüsterndes, murmelndes Dasein in einen unab- sehbar weiten Sumpf, der, weil er selber so entseßlich todtenstumm, vielfachen Wesen zum Aufent- halt diente, welche, je nach der Jahreszeit, die ihnen Leben und Weben verlieh, unendliches, unaufhörliches Geräusch, Geschrei und den vielstündigen Lärm verübten, so noch je in einem moorigen Sumpf- grund gekrächt, geheult, gequakt, gesummt, gepfiffen, gepiept, gemukt, gezwitschert und geklappert. Denn abgesehen von einigen Regionen der allermusikalischsten Frösche, die mit dem ersten Frühlingsnahen ihre nächtlichen Constudien zu treiben begannen, abge- sehen von all den Staaren, den Rohrdommeln, den Wiesenläufern, den Tauchern und Hühnern, die in diesem Systeme von Tümpeln und Rinnsalen ihr wohlbefeuchtetes Dasein lustig und heiter verbrachten, war der Sumpf ein Sammelplatz ganzer Chöre von wilden Enten und hellerschallenden Gänsen, namentlich aber auch pflegten die zahlreichen Störche, die auf den Giebeln und Firsten von Fichtwinkel ihre Niederlassungen begründet, und deren auch ein zärt- liches und lange schon getrautes Ehepaar auf der Scheune des Gehöfts unseres Balchazars ein riesiges Nest erbaut hatte, zu gewissen Stunden des Tages sich hier ihre verschiedenen tropischen Reiseavantüren, ihre griechischen Leiden und ägyptischen Erlebnisse einander mitzutheilen, und, um sich bei Humor zu erhalten, einen erquickenden Frosch, eine zartfaserige Unke aus dem Sumpf, oder gar eine schillernde Forelle weiter oben im klareren Wasser des Baches zu angeln und zu verzehren.

Jetzt freilich noch schwieg Alles: Krusten von Eis mit Schnee bedeckt ragten vom Ufer aus über des Baches grünschwarze Fluth, festgefroren war der Sumpf und noch über und über mit einer Schneehülle belegt, die die junge Sonne des werden- den Jahres zwar hier und da durch eifriges Lecken und Liebkosen verdünnt, aber nirgends ganz zu ver- tilgen vermocht hatte. Dunkles Krähengevölk, der Raben schwarze hohl krächzende, zahllose Klerisei, sie waren jetzt die einzigen Geister, die über dem stummen Wasser schwebten, und hier, indem sie

Hymnen in verschiedenen Tonarten an den kommen- den Frühling absangen, das verdauten, was die Straßen von Fichtwinkel, in welchem Orte zu ihrem Glück den ganzen Winter hindurch eine bedeutende Schweineschlächterei und Wurstfabrikation betrieben wurde, für ihren Fisch geliefert und aufgedeckt.

Daß aber unser traurer Waldbach, der so ge- heimnißvoll rauscht, nicht ganz zugefroren, kam daher, weil etwas weiter von Vandreis Grundstück, vom Waldrande, der die Lichtung umgrenzte, nicht weiter als eine Viertelstunde entfernt eine Mühle belegen war, deren hohes Wehr dem über sie stürzen- den Bache soviel Kraft und Impuls verlieh, daß er jede Zumuthung des eisigen Winters mit fester Stirn von der Hand weisen und jede Fessel ab- lehnen konnte, die er ihm etwa schmieden wollte um seinen holdseligen, gläsernen Leib.

Fügen wir noch hinzu, daß die zur Mühle gehörigen Gebäude etwas hoch lagen und mit ihren spitzen Giebeln und finstern Rohrdächern emporrag- ten über die Gipfel der höchsten Bäume, so eng sie auch von diesen umstanden wurden, also daß sie vom Landhose aus wohl gesehen werden konnten, so sind die Conturen des Landschaftsbildes, das die nächsten und nahen Umgrenzungen des Gehöftes darbieten, wohl vollendet. Der Hof selbst lag mit seinem Hauptgebäude, dem Wohnhause, das stattlich, zweistöckig mit Ziegeln gedeckt war, mit der von der Fronte aus linken Giebelseite dicht an dem Bach: zwei Scheunen und eine Stallung bildeten in Gemeinschaft mit dem Hause ein verschobenes Viereck, das an den vier Seiten bis zum Bach hinan mit steinernen, niedrigen Mauern umgeben war. Das Wohnhaus war rings mit hohen Pappelbäumen an der Vorderseite und mit eben so viel köstlichen Tannen, deren dunkle Nester einen erfreulichen, wenn auch düsterfarbigen Gegenjaz zu den entlaubten Wipfeln der Pappeln bildeten, be- pflanzt. Von Wichtigkeit für unsere Geschichte ist auch, daß ebenfalls an der Giebelseite des Hauses eine mächtige Tanne stand, deren Wurzeln in dem schmalen Rande zwischen Mauerwerk und Wasser ein hinlängliches Erdgebiet für ihr Leben und Prangen gesucht und gefunden hatten. Dieser Baum stand wie begreiflich ist, dem Hause so nahe, daß von

seinen oberen Nesten das Giebelfenster leicht erreicht werden konnte.

Es ist nun Abends in der achten Stunde, da wir das Untergeschoß des eben beschriebenen Hauses betreten. Der schmale Ring des Neumondes hängt drüben hinter der Mühle im Niedergange, sein bleiches, zartes, wie aus Geisterathem hingehauchtes, schwächtiges Bild hängt dicht über dem Haupte einer finstern dunkelgrünen Tanne: es ist als sollte er ein köstliches Geschmeide sein, das sie sich zum Schmuck und zur träumerischen Zierde in dem lang hinwallenden flatternden Haar befestigt hat. Der Abendwind hat seinen Athem erhoben; mächtig rauscht im tiefen Wald und schaudert in den Bäumen, die das Haus umstehen; Wolkenkolosse, wie Giganten, die im Walde geschlafen haben, kommen herangerückt am dunkeln Nachthimmel, und bald ist der schwächliche Mondstreif von ihnen verschlungen, verhüllt. Die Mühle feiert, nur das Wasser rauscht durch die geöffnete Abzugsschleuse in die hallende, brausende Tiefe und stürzt hinab in das Thal.

Aber gaslich hell und heiter strahlen die Fenster im Hause des Balthasar Vandrei durch das nächtliche Dunkel: Getön von Saiteninstrumenten, schmetternde Trompetentuscheln hallen durch die schweigsame Winternacht und wecken den Vogel in seinem Neste, aus seinen dumpfen Träumen und erregen das Echo in des Waldes schallenden Gründen.

Wir treten in die Thür des Hauses und öffnen das Gemach linker Hand. Da sitzen an langer, festlich geschmückter Tafel die Gäste des Mahls, das hier zu heiteren Zwecken aufgetischt wurde. Hell leuchten von blankgeputzten, blechernen Leuchtern, die rings an den Wänden befestigt, die triefenden Lichter, denn Talg ist das Material, das der Beleuchtung dient. Wein und gebrannte Wässer in allerlei Farben zieren den Nachtsch, aber so seltsam geht es hier in dem weinkargen, nordöstlichen Deutschland zu, daß die Leute den Wein aus kleinen Gläsern mit verzogenem Munde und gleichsam nur um das Fest zu ehren und um sagen zu können, daß sie Wein getrunken, genießen, während sie die ihnen so lieb und vertraut gewordenen gebrannten Wässer, die Korne, die Rummel, die Citronen- und Pommeranzen-Essenzen, die Kirschbranntweine und Pfeffermünzliqueurs,

in großen Zügen und mit dem sichtlichsten Wohlbehagen aus so großen Gläsern wie nur immer möglich zu sich nehmen, und die durch die kurze Tabakspfeife vertrocknete Zunge anfeuchten und beleben. Ist doch der Wein ein schöner Fremdling für sie und sind doch jene Wässer ihre besten und liebsten Freunde, mit denen sie aufgewachsen von Jugend auf, an denen sie sich erquickt an so manchem heißen Arbeitstage, in so mancher mühevollen Nacht, da sie des gewinnbringenden Fuhrwerks sich rastlos befleißigt. —

Der dort oben sitzt am Ehrenplatz der Tafel, auf der zur Zeit, da wir mit herantraten, wie erwähnt, nur noch der Nachtsch zu sehen ist, der volksthümlicher Weise mit einigen großen Schüsseln voll roher Erbsen und Bohnen untermischt ist, — der dort oben, das ist der Hausherr und Eigenthümer Balthasar Vandrei, der Waldbauer, den sie den Revierkönig nennen: eine schlanke, vom Alter bereits gebrochene Gestalt mit einem Angesicht, dessen Augen wohl noch feurig und lebendig genug leuchten, dessen Stirn aber von den tiefen Falten schwerer Sorge mannichfach durchfurcht ist. Seine Nase ist scharf gebogen, sein Mund verschlossen, sein Kinn spitz und vertrocknet, die Wangen sind eingefallen, und spärliches Haar bringt silberweiß unter dem schwarzen Käppchen hervor, das ihm den Scheitel deckt. Eine rothbunte Weste steht der verkümmerten Erscheinung, die den vollen Stempel schwerer Neue über irgend eine Vergangenbeit und eine schmerzliche mit Gewalt zur Resignation niedergekämpfte Verbissenheit zur Schau trägt, gar übel, und er scheint es auch zu fühlen, daß die Farbe der Freude die seinige nicht ist: denn hastig knöpft er zum Deisteren den weiten blauen Ueberrock, den er angethan, über die Brust zusammen und zupft den Streifen des schwarzseidenen Halstuches vorne herab.

Die Gestalt, die rechts neben ihm um die Ecke des Tisches herum sitzt, ist freilich auch keine Erscheinung, über die er gerade Ursache haben möchte, sich so ganz besonders zu freuen. Es ist ein korpuientes, aufgedunsenes Weib mit blutrothem Angesicht, mit überreichen eisgrauen Haren, die in dicken Wülsten auf dem starken Haupte liegen, und mit Augen, von denen die Höhle des einen geschlossen, das andere aber groß und hier geöffnet, blödsinnig, Licht und

Gestalten suchend in das Leere starrt. Ein graues Antlitz, auf dem Tücke, Hinterlist, Bosheit in starken Zügen sich ausdrücken und das Mitleid in der Seele, auf die es medusäisch zu Stein erstarrend wirkt, verweisen. Das Weib, dem wir in das bodenlose Auge geschaut, hieß mit Namen Sempiterna, und wohl mochte Vandrei die schreckliche, an ihr wahrgeordnete Bedeutung dieses Namens gefühlt und empfunden haben, denn ewig hatte ihm die Zeit gedauert, wo er mit ihr unter einem Dache gehaust. Sempiterna war eine Verwandte in aufsteigender Linie, eine Nichte seiner verstorbenen Frau, die für das unheimliche alte Geschöpf eine unerklärliche Zuneigung an den Tag gelegt und zu jeder Zeit ihre Interessen auf Kosten der anderen Hausbewohner beschützt und gewahrt hatte, dergestalt, daß sie auch nicht eher geruht, als sie ihr letztes Stündlein herannahen fühlte, bis ihrer Favoritin ein Leibgeding auf dem Hofe, der allerdings zum größeren Theile mit ihren, der Frau, Vermögen, erkaufte war, ausgemacht und rechtskräftig verklausulirt war. Sempiterna verbrachte nun ihre Zeit in unbedingtestem Nichtsthun, kümmerte sich um gar Nichts, so lange die Sachen gut gingen, ließ sich kaum auf dem Hofe sehen, da ihr alle Bedürfnisse auf ihr Stübchen gebracht wurden und sie als Halbblinde gepflegt werden mußte, gleich einem Kinde. Nur wenn sie gewittert, daß sich irgend etwas Unheilvolles, ob durch Schuld oder Nichtschuld Jemandes, im Hause zugetragen, daß entweder ein Stück Vieh erkrankt, ein Gewebe verdorben oder irgend Etwas der Art geschehen, dann schnellte sie sich empor aus den Tiefen ihrer absoluten Müßigkeit, und flatterte als ein Sturm verkündender, Unheil und unendliches Gezänk weisagender Vogel auf der Oberfläche.

In dieser Phase ihres Daseins geschah es denn, daß sie nicht mit dem Hofe als einem genügenden Felde für ihre fatale Thätigkeit sich begnügte, daß sie nach der Mühle und gar wohl weiter hinaus nach Sichtwinkel verlangte, um ihr überströmendes Herz mit vollem Behagen auszuschütten. Ereignete es sich nun bei einer solchen Gelegenheit, daß irgend ein ländlicher Spatzvogel — denn leider giebt es solche Spatz- und Lustigmacher auch auf dem Dorfe — sich verliebt in sie stellte, schön mit ihr that, ihre weiblichen Reize preisend herausstrich, ja wohl gar

ein Wörtlein fallen ließ, daß er, der Humorist, nicht abgeneigt sein würde, falls der Ausgedinggeber, ihr Better Vandrei, wie es denn seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit wäre, dem vorhandenen Leibgedinge noch ein Erkleckliches an Korn und Gespinnsten und einen anständigen Behenten von lebendem Inventario zufügen möchte, — der guten lieben kleinen Sempiterna seine Hand und sein Herz auszuantworten, von nun an in alle Ewigkeit; dann ward die Läßige gar wie rasend, und es konnte niemals einen unsichtbaren Kobold gegeben haben, der sich so unnütz gemacht, so tückisch und abscheulich herumgerast wäre, als diese heirathswüthige graue Person. Und alle Mal dauerte es Wochen, bis der Sturm sich wieder gelegt, bis die Wellen, die vom Geist unheimlicher Liebessehnsucht aufgewühlt, sich wieder beschwichtigt und die brennende Jungfer eingesehen, daß ein loser Bube mit ihrem empfindsamen Herzen sein schändes, abscheuliches Spiel getrieben. Daß es denn auch am heutigen Tage in ihrem Busen sehr übel aussehen mußte, und daß sie nur durch die Gegenwart von Personen, vor denen sie eine angeborene ehrerbietige Scheu von Kindheit an gehegt, abgehalten wurde, ihrer bösen Laune Lust zu machen und etwas Wüstes und Unziemliches zu begehen, liegt auf der Hand, wenn wir erwägen, daß wir uns eben bei einer Hochzeitsfeier befinden, und daß sie es mit trockenem Munde mit ansehen mußte, wie einer Andern die Pforte zu dem Paradiese ohne Weiteres geöffnet wurde, nach dessen Seligkeit ihr so gar über die Massen verlangte. Ehe wir uns für diesmal von diesem Geschöpf wenden, müssen wir noch erwähnen, daß sie in früherer Jugendzeit trotz ihres so abschreckenden Aeußeren ein wirkliches Liebesverhältniß mit einem Mühlenbescheider unterhalten, bei welchem der Natur in so hohem Grade ein Opfer gebracht, daß ihr ein Sohn geboren, der noch lebte, und mit dem wir nur allzubald, nur leider nicht zur Ehre seiner Mutter, noch der Menschheit, Bekanntschaft machen werden.

Gegenüber der eben abkonterseierten medusäischen Matrone Sempiterna Benigna Reinhard, wie sie mit ihrem vollen christlichen, wohlzubemeldenden Namensprunk hieß, saß nun die Königin des Festes, daß wir mit feiern helfen, saß Celeste Vandrei, die junge Braut; eine Gestalt, der wir uns mit liebender Vereh-

rung nahen können, ist auch der Stern über ihrem Haupt ein solcher, der düstern Schein wirft über das weiche, liebe, todtenbleiche Angesicht. Denn etwas düster Fremdländisches blickt aus den schwarzen, versengenden Augen, die bald unruhig und begehrlieh funkelnd sich bewegen, bald unbeweglich stillstehn wie Todtenaugen und melancholisch hinausblicken in die Welt, in die sie sich nicht zu finden scheinen können. Ihrer Augen dunkle Gluth, die Blässe ihres Gesichts, das festsigeförmige Kinn, die etwas gebogene scharfe Nase waren hinreichend gewesen, um sie den Bauern der Gegend als etwas Außerordentliches, etwas Uebernatürliches, als ein mit geheimen Kräften Begabtes erscheinen zu lassen. Hierzu kam noch, daß Geleste zu Folge einer alten Ueberlieferung in der Familie, nach der, wie auch der Name zur Genüge bezeichnete, dieselbe aus Holland oder gar aus Flandern stammen sollte, etwas Fremdartiges in ihrem Costum zu zeigen pflegte, wozu namentlich ein feines um den Hals festzugeknürtes Busentuch, künstlich in Falten gelegt, und ganz besonders ein schimmerndes Goldblech gehörte, das sie auf dem Hinterhaupt trug, und das zu dem hervorquillenden, glänzenden ebenholz-schwarzen Haar einen verblendenden und die philiströsen Sinne der Landbewohner wie verzaubernden und verwirrenden Ablich bildete. Der Sinn der Menschen, der nur allzugern im Natürlichsten das Uebernatürliche sucht und es liebt im Gewöhnlichen etwas Befremdliches zu ahnen, hatte nicht eher geruht, bis er der Geleste eine tiefe Kenntniß der Kräuter, eine glückliche magnetisirende Hand bei Zahnreißen und rheumatischen Schmerzen angedichtet. Negirende Geister hatten diese Andichtung wieder anders aufgefaßt: sie hatten behauptet, daß Geleste nicht allein mit solcher Kenntniß der Kräuter vertraut sei, die dem Menschen dienlich sein Dasein förderten, seine Säfte vergeistigten und verdünnten, nein! auch mit solchen, die als Kinder des Verderbens im Dienste der Krankheit und des Todes ständen, mit einem Worte, daß des Revierkönigs Schwarze, denn so nannte sie der große Haufen, im Bündniß mit bösen Unsichtbaren Gift zu mischen verstände und auch wirklich gemischt hätte. Der Zufall ist der Bruder des Wahns, das Gelegentliche ein Freund des Aberglaubens; und so hatte es sich denn merkwürdiger Weise ereignet,

daß, als vor zwei oder drei Jahren Geleste wegen bösen Haders mit der Auszüglerin, die die Tochter des Hauses eines Dinges bezüchtigte, das den Gesetzen der Natur zuwiderläuft und zu den Verbrechen gezählt wird, aus freien Stücken, um dem abscheulichen Quälgeist zu entgehen, das väterliche Haus verließ und zuerst in Fichtwinkler, dann in dem benachbarten Dorfe Friedrichsfahrt, ein Unterkommen als dienende Magd suchte und fand, die beiden Hausfrauen auf den Höfen, wo sie diente, beide im Wochenbett schwer erkrankt, an Tränken starben, die von Gelestens Hand zubereitet und gereicht waren. Der launische Zufall hatte seine Karten gar so wunderbar gemischt, daß in beiden Sterbefällen, die übrigens in ihrem Zutreffen auch seltsam genug waren und viel in der Gegend besprochen wurden, Gelesten ein Vortheil, der durch die That zu erlangen gewesen, hätte vorschweben können, da die Männer jener zu früh hinsiechenden Frauen beide jung und noch heirathsfähig waren, überdem aber in dem Verdacht standen, mit der armen Geleste in einem galanten Verhältnisse gestanden zu haben: also daß wohl zu erwarten gewesen, der Eine oder der Andere würde nach ihrer Ehehalterin Ableben die anmuthige, blizäugige Magd zum Weibe sich erküren. Ob solche Anträge erfolgt sind, ist nicht bekannt geworden: nur soviel ist gewiß, daß nach den in Rede stehenden Ereignissen die tausendzüngige Dorf-Fama so schwarzen Schatten über Gelestens Persönlichkeit hingebreitet, daß Niemand sie weiter in Dienst nehmen wollte und ihr weiter Nichts übrig blieb, als in das väterliche Haus heimzukehren und den alten Kampf mit dem Drachen, der hier in Gestalt der bösen Sempiterna Benigna hauste, muthig weiter zu kämpfen. Geschäftsfreunde und sonstige Besucher des Balthasar Vandrei hatten während Gelestens Abwesenheit, die ungefähr einen Zeitraum von achtzehn Monaten eingenommen, eine seltsame Veränderung in dem Wesen des Alten wahrnehmen wollen. Eine wilde Unruhe war über ihn gekommen: der Boden schien unter seinen Füßen zu brennen; Geister vor ihm der Erde zu entsteigen und ihn auf das Entsetzlichste zu martern, wie sie ihr Antlitz ihm zeigten, wie sie ihre feuchten grauen Locken anwehen ließen von dem Athem seiner bis zum Tode geängstigten Brust. Und sie hatten Recht diese Leute.

Ihm fehlte etwas: ihm fehlte Alles, der Banner der Geister und seiner grausen Qualen, er war nicht mehr um ihn; wer sollte nun Ruhe gebieten unter der Erde? Wer sollte Frieden stiften in seiner bangen, verlornen Brust? Und welche anderen Gefühle wurden wach in ihm, die, ihm selbst ein Räthsel, wie nasses Spinnweb seine alternde Seele umstrickten und umgarnten? Ihm fehlte Alles, sagen wir: ihm fehlte Geleste. Und doch hatte er nicht den Muth, oder er hatte die Schwäche nicht, sie zurückzurufen, oder er fürchtete, der böje Geist Sempiterna würde das schlummernde Geheimniß seines Busens entdecken, würde errathen, was er sich selbst noch nimmer gestanden, und sie würde ihn hohnlächelnd angrinsen mit ihrem blödsichtigen Höllenaug. In seiner Verzweiflung kam ihm, wie ein Engel des Lichts, ein guter Gedanke: er erinnerte sich, daß er ja schreiben gelernt und daß es ja möglich wäre, daß Gelesten's geschriebenes Wort, wenn sie auf seine Briefe antwortete, eben so gut die Kräfte besäße als ihre lebendige Gegenwart die Gedanken zu bannen, die wie Gulen um sein Haupt kreisten und die schaurigen Flügel in die Augen ihm wischten. Er schrieb also, anfangs mit lahmer Hand, denn er war es ja so wenig gewohnt, seine heißen Gedanken in ein Fäßlein mit schwarzem Rasse zu versenken, um sie dann wieder mit einem so albernen Dinge, als ein Gänsekiel ist, herauszuangeln und auf die todtensbleiche Fläche des Papiers auszurecken und hinzuzerren. Aber bald wurden ihm die Gelenke geschmeidiger und freier; und ach! er empfand das Gegentheil von dem, so er früher empfunden; er mußte seiner Feder Zaum und Zügel anlegen wie einem feurigen Rosse, daß sie nicht mit kräftigem Hustritte aufsprenge die Riegel seiner Gedanken, aufbräche das Schloß seines Geheimnisses, daß es klar und sichtbar wurde sein großes, unendliches, schmähliges Weh, welches nistete im warmen Schreine seines Herzens, zugleich als die Schlange, die sein Wesen vergiftete, und zugleich als das Kreuz, zu dem er ausblickte in bangen Stunden, als zu dem Heile, dem Sterne seines Lebens. Um sie also nicht zu zeigen die große Wunde seiner blutenden Seele, sprach er in seinen Briefen von kleineren Leiden. Nur meistens drehte sich seine Expectoration um den Dämon des Hauses, oder wie er ihn zu nennen

pflegte, um den Hausdrachen Sempiterna Benigna. Und einst vergaß er sich soweit, seine Tochter zu bitten, sie möchte ihn erlösen von seinem Leide, sie möchte ihn befreien von seiner Last: mit einem Worte, sie möchte ihm die Bestandtheile eines Trankes behändigen, durch den endlich einmal die abscheuliche Sempiterna sempiterna Ruhe fände im Himmel oder — in der Hölle. Er glaubte daran, er ihr Vater, setzte er unbesonnen hinzu, daß sie Tränke mischen könne, die den Tod gäben, wär' doch in den Sternen ihrer Augen der Himmel zugleich zu erblicken in mildköstlichem Purpurlicht und die Hölle mit ihren Flammen, und so hielt er sie als die Herrin über Tod und über Leben.

Man wird meinen, ein schlichter Bauersmann, wie doch Balthazar Vandrei im Grunde weiter Nichts war, ergeht sich nicht in solchen übergeschnappten Redensarten, aber man bedenke, daß es Gefühle giebt, die auf gewisse Partien der menschlichen Seele einen so intensiven Schimmer verbreiten, daß man die Flammen nicht von dem Irrwisch unterscheiden kann. Und zum Schluß dieser Epistel, die vor allen überströmend war von leidenschaftlichster Wärme, hatte er die verhängnißvollen Worte geschrieben: „Du hast mir ja schon einmal geholfen!“ — —

(Fortsetzung folgt.)


Der schwarze Paul.

Erzählung

von

Emanuel Raulf.

(Schluß.)

nterdessen hatte Paul bemerkt, daß jener Berante, der früher das aufgeregte Volk besänftigte, den Feuercommissären die bittersten Vorwürfe machte, ja sogar Einzelnen die strengsten Verweise gab. Der Mohr drängte sich durch die Menschenmasse zu diesem Manne; ergriff ohne Umstände seine Hand und zog ihn vom Plaze weg zu einer entfernteren Stelle, wo er unbelauscht mit ihm sprechen konnte. Die Miene des feingekleideten Herren drückte keine geringe Ver-

Wunderung über diese Vertraulichkeit aus; da er jedoch den Neger nicht nur in dem verhängnisvollen Momente gesehen hatte, wo er das Weib mit dem Kind auf eine so seltsame Weise rettete, sondern auch in jener gefährlichen Situation, als ihn die Menge leidenschaftlich-blind ins Feuer werfen wollte, so folgte er ohne Zögern diesem ungewöhnlich thatkräftigen Menschen, obwohl ihm der Druck seiner gewaltigen Faust lästig fiel.

Als Paul stehen blieb, fragte der Beamte: „Was wollt Ihr von mir?“

„Ihr scheint mir ein angesehenener Mann zu sein — ich sah, daß die Feuercommissäre ehrerbietig den Hut zogen,“ versetzte Paul.

„Ich bin Bürgermeister der Stadt und heiße Saalsfeld,“ erwiderte kurz der Andere.

„Nun denn, mein lieber Herr, ich sage Euch, wenn Ihr die Feuercommissäre nicht bald zum Geier jagt, so brennt die Vorstadt weit und breit bei Sonnenaufgang, und legt sich dieser Sturm morgen nicht, so ist in der nächsten Nacht die Stadt in ein thurnhoch loderndes, wildwogendes Flammen-Meer verwandelt.“

„Es wäre entsetzlich — wie aber das Unglück abwenden?“ rief Saalsfeld bestürzt.

„Noch ist Rettung möglich,“ sagte ruhig und gelassen Paul, „wirkt mir durch Euer Ansehen und mächtiges Wort die Vollmacht aus, daß ich ohne Widerrede nach meinem Gutdünken verfahren darf, und gebt mir die Mittel dazu in die Hand.“

„Ich weiß, daß Ihr ein außerordentlicher Mann seid, aber Ihr müßt mir doch erst sagen, was Ihr thun wollt, lieber Freund — die Verantwortlichkeit fällt auf mich,“ erwiderte der Bürgermeister, nun seinerseits den Mohren vertraulich bei der Hand fassend; denn der schwarze Coloss hatte eben in seiner ganzen Erscheinung etwas, was unbedingt Vertrauen forderte.

„Gut, das will ich!“ rief Paul, „vor allem andern sag' ich Euch, daß ich jeden für einen Narren halte, der noch glaubt, es könnte bei diesem Sturm auch nur ein einziges Haus dieser Straße, die gerade in der Windrichtung liegt, gerettet werden. Die ganze lange Straße muß gutwillig geopfert werden. Ans Löschen können wir erst in der Georgen-Straße denken, weil dort der Windanfall nicht so heftig ist.

Also hört mich und versteht mich wohl, lieber Herr: zu Anfang der Georgenstraße müssen ohne Barmherzigkeit zwei oder drei Häuser in die Luft gesprengt werden, während die Nebengebäude unaufhörlich ein Paar Duzend Spritzen übersüthten. Vor mehreren Stunden hätte noch auf andere Weise geholfen werden können, jetzt aber hat der rothe Hahn seine Flügel schon zu weit ausgespannt, und nur der Teufel — wie Ihr Weiße ihn nennt — ist noch im Stande, sie ihm zu flugen.“

„Mann! Mann, das geht nicht, Ihr opfert zu viel!“ rief Saalsfeld in einem verzweifelnden Tone.

„Nun, dann wünsche ich Euch eine gute Nacht!“ Mit dieser lakonischen Antwort begann der Mohr seine Athletengestalt in Bewegung zu setzen.

„So hört doch — so bleibt doch!“ rief ihm Saalsfeld nach.

„Mir scheint, ich habe mich getäuscht; ich hielt Euch für einen Mann, der Hare auf den Zähnen hat, Ihr seid aber wie alle Europäer aus einem und demselben Teig gemacht,“ versetzte ironisch der Mohr sich halb umsehend.

„Sagt mir rund Alles heraus, was Ihr wollt,“ erwiderte Saalsfeld, sich ihm ein Paar Schritte nähernd.

„Ich fordere drei Centner Pulver — dann den Befehl von Euch, daß mir die Löschmannschaft sammt und sonders unbedingten Gehorsam leiste — daß die Feuer-Commissäre und Kanoniere vom Platze entfernt werden. Nun sagt mir auf diese meine Forderungen: ja oder nein! schenke Euch alle andern Worte Eurer Sprache!“

„Verlangt in dieser ernsthaften Angelegenheit nicht eine so kurze Antwort von mir; Paul ich habe Euch Gehör geschenkt, nun hört auch mich ruhig an. So viel Klugheit werdet Ihr mir doch zutrauen, daß ich weiß, bei hoher Gefahr müsse das Wohl Einzelner dem Wohl Aller geopfert werden; es wäre aber Sünde, sich bei solchem Opfer zu übereilen. Die lange Straße hat siebenzig vielleicht sogar achtzig Häuser, und“ —

„Wovon bereits dreißig in lichten Flammen stehen,“ fiel ihm der Mohr ins Wort.

„Laßt mich ausreden,“ entgegnete der Bürgermeister unwillig, „ich kenne die Lokalitäten da am

Ende der Stadt nicht so genau wie Ihr, ich werde jetzt Alles in Augenschein nehmen, und wenn ich kein anderes Rettungsmittel ersinnen kann, sollen Euer Forderungen ohne Weiteres erfüllt werden; daher mach' ich Euch den Vorschlag, daß wir uns in einer halben Stunde hier beim Ziehbrunnen wieder treffen wollen. Seid Ihr damit zufrieden, Paul?"

„Ich heiße nicht Paul — meinetwegen, s' ist gut!“ brummte der Mohr.

„Also Ihr versprecht mir mit Manneshandschlag gewiß zur festgesetzten Zeit hier zu sein?“ fragte Saalsfeld nach seiner Hand greifend.

„Ich bin ein Mandingo!“ rief der Mohr ein bißchen beleidigt über diesen Zweifel, und seine Herkulesbrust prall aufwölbend setzte er noch wildstolz hinzu: „Die Mandingo lügen nicht!“

„So war es ja nicht gemeint!“ warf Saalsfeld schnell beschwichtigend hin.

„Nun also macht! die halbe Stunde wird bald um sein,“ erwiderte der Mohr in seinem gewöhnlichen Tone. Sie trennten sich.

Der Bürgermeister eilte nun durch die Straße; der doppelte Gluthstrom spie eine solche Hitze aus, daß seine Wangen davon empfindlich berührt wurden. Er sah mit Grauen, welche Sprünge das rasende Element machte. Der unermüdlche Eifer der Zimmerleute fruchtete nichts; das unaufhörlich vom Sturm umhergetragene, gleich Irrlichtern flackernde Flugfeuer hatte schon die Kirche in Brand gesteckt, deren Thurm schauerlich über der Höhe des großen Dachstuhls die Mitternachtsstunde ankündigte — zum letzten Male, als sein eigenes dumpfes Grablied. Noch ragte er schlank wie die höchste Palme majestätisch empor, bald jedoch erreichte die Flamme die Glockenstube und zertraß nun das Gebälke im Innern des Thurmes, der auswendig mit Kupfer überkleidet war. Es dauerte nicht lange, so glühte hochroth das Metall — wie ein Obelisk zu Ehren Pluto's stand die Gluthsäule da, wie der Mastbaum eines Riesenschiffes tauchte er aus dem Flammen-Meere auf — ein fürchterlich großartiger Anblick! Doch plötzlich senkte sich der Thurm merklich auf eine Seite; es sah ein Paar Augenblicke als wollte sich ein fabelhaftes Wesen der Urwelt selbst im Gleichgewicht erhalten — ein heftiger Windstoß beschleunigte den Sturz. Die sunkenstehende Spitze neigte

sich; gleich einer glühenden Lanze aus der Faust eines zürnenden Gottes geschleudert, zersplattete der stürzende Thurm das Dach des nächsten Hauses, und donnerte hinab auf das Straßenpflaster, daß rings alle Mauern erzitterten.

Das Jammergeheul der fliehenden Menge war herzzerreißend; jeder ließ unbedenklich sein Eigenthum im Stiche, als hätte man das Leben noch Werth in der Welt. Kaum konnte Saalsfeld sich durch den Menschenknäuel, der sich am Ende der Straße gebildet hatte, Bahn brechen. Von Minute zu Minute wurde es ihm klarer, daß Paul mit dem Ausspruche: die ganze Straße muß geopfert werden, Recht habe; er hielt es noch für ein besonderes Glück, daß sich schützend zu beiden Seiten große Obstgärten und in der Richtung der Kirche Grundstücke und Felder hindehnten. Die auslaufende Straße schied ein breiter Fluß von der gegenüberliegenden Vorstadt; hier war also mit aller Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß Wasser werde dem Feuer das Vordringen verwehren, wenn ein Theil der Löschmannschaft der Brücke gehörigen Schurz angedeihen ließe. Nur das Eckhaus der langen Straße, welches in die Georgenstraße links schwenkte war der gefährliche Punkt, von wo aus die Flamme sich über die ganze Vorstadt diesseits des Flusses weiter verbreiten konnte. Eben hier wollte Paul die Häuser sprengen, weil es in diesem Stadtviertel viele schmale Gäßchen mit alten Gebäuden gab, die in kurzer Zeit sämmtlich wie Pech und Stroh gebrannt hätten. Saalsfeld eilte zurück mit der vollen Ueberzeugung, daß es menschlichen Kräften auf keine andere Weise möglich sei, über die Flamme Herr zu werden. Als er sich dem Orte der Verbreitung näherte, stand der Mohr regungslos wie eine schwarze Säule da.

„Ich bin nun ganz Eurer Meinung, Paul, Ihr habt einen Scharfblick wie ein Adler; denn Ihr saht dies Alles schon vor einigen Stunden,“ begann der Bürgermeister.

„Wäre auch traurig, wenn sich ein Adler von der Gluth blenden ließe! leiden doch die Menschen schon genug an Blindheit,“ erwiderte der Mohr in einem Tone, der kaum zu beschreiben sein dürfte, während sein großes dunkles Auge seltsam glänzte.

„Alles ist in Ordnung!“ fuhr Saalsfeld hastig fort, „die Pulverwagen sind da, und die Officiere

davon unterrichtet, daß ohne Säumen das Militair den oberen Theil der Georgenstraße zu besetzen hat."

"Die Zeit drängt uns nicht — vor vier Uhr Morgens wird die Flamme nicht das Ende der Straße erreichen," erwiderte Paul mit einer Bestimmtheit, die deutlich bewies, daß er sich im Kampfe gegen die Elemente auskenne.

"Desto besser," sagte Saalfeld, „so können wenigstens die Kaufmannsgüter mit Pferden fortgeschafft werden."

"Noch Eins!" rief der Mohr, „ich besteh fest darauf, daß sogleich alle Feuer-Commissäre vom Platze entfernt werden. Diese Leute hassen mich wie den schwarzen Tod, weil ich ihnen die Wahrheit unter den Bart sagte; diese storchbeinigen Tröpfe wären fähig die Georgenstraße mit eigener Hand anzuzünden, nur um damit zu beweisen, daß mein Rath so unnütz sei als der ihrige."

"Soll geschehen, Paul! soll geschehen," erwiderte Saalfeld mit Nachdruck, „die Löschmannschaft wird Euch auf den Wink gehorchen — nun kommt!"

Seit dem Sturze des Thurmes artete das Flammenmeer mit einer Zügellosigkeit aus, die auch die fernsten Grenzen zu überschreiten drohte. Die Brandfackel einiger vierzig Häuser erhellte schauervoll vom Zenith bis zum Horizont das dunkle Gewölbe der Nacht; der Rauch qualmte in solchen Massen aus der bergartigen Höhe empor, daß nur der unermüdliche Sturmwind im Stande war, die schwarzen Wolkenballen und bläulichgrauen Nebelbänke zu zertheilen. Die aus der Höhe von diesen, Ungethümen ähnlichen Rauchmassen zurückgeworfenen Reflexlichter brachten rings in der Umgegend die sonderbarsten sählgelben Effecte hervor. Tausende und tausende von Menschen betrachteten dieses wildschöne Schauspiel; der Mensch ist einmal so — selbst der gutberzigste, wenn er nicht helfen kann, bleibt er neugierig wie ein Kind stehen und reißt die Augen auf, um das seltene Ereigniß für immer in das Buch seiner Erinnerung aufzuzeichnen.

Um zwei Uhr Morgens waren die Häuser an der Ecke der Georgenstraße gänzlich geräumt. Paul — der sich den langarmigen Christoph und noch ein Paar handfeste Gesellen zu Adjutanten erwählt, leit er sich zum Generalissimus der Löschmannschaft, die wirklich eine kleine Armee bildete, empor geschwun-

gen hatte — Paul ließ vorsichtig bei verschlossener Laterne das Sprengpulver in den Keller des großen Eckhauses schaffen, nachdem er unten ein kleines Gewölbe ausgekundschastet, das am zweckmäßigsten gelegen schien. „Christoph!" rief er, „nun wird's bald aus einem anderen Tone gehen, wir müssen dem rothen Hahn Respect einflößen, sonst bläht er sein Gefieder immer fecker und stolzer auf."

„Bin mehr als zwanzig Jahre Schornsteinfeger, doch eine so helle Nacht hab' ich noch nicht erlebt," entgegnete Christoph, Ziegelsteine zulegend, womit der Mohr und die andern den Ausgang des Gewölbes verrammelten, um die Kraft des Pulvers durch diesen engen Verschuß noch wirksamer zu machen.

„S' ist ein närr'sches Ding um die Flammen!" rief eine gedrungene Gestalt im schwarzberuften Lederhirsch, „frißt Alles und verdaut Alles — säuft Süß und Sauer durcheinander, und verdirbt sich doch nie den unersättlichen Magen — hm? Paul, ist's nicht wahr?"

„Ja, das ist wahr, die Flamme hat das Fressen erfunden," erwiderte Paul, „hätte sich längst schon heute satt fressen können, frißt aber noch in einem Athem; ist eine üble Gewohnheit das — nur Geduld, Kinderchen! ich will ihr schon eine Medicin dagegen verschreiben!"

„Du bist der rechte Doctor mit Deinem schwarzen Pulver! unsere Feuer-Commissäre sind nur Pfuscher — Marktschreier — Quacksalber!" schrie Christoph übermüthig, während der Mohr anfing, von dem kleinen Loche an, das unten im Gewölbe frei gelassen wurde, das Lauffeuer zu machen fort und fort über die Kellerstiege hinauf bis zum Hausthor, welches Paul nun verschloß.

Im Nachbarhause wurden bald darauf ähnliche Vorkehrungen getroffen. Das Militair drängte nun die Menschenmasse weit in die Georgenstraße hinab, und der Mohr befahl der Löschmannschaft, sich bis über die Brücke zurückzuziehen. Dann streute er von jenen Häusern an noch ungefähr hundert Schritte Pulver, ging noch einmal ein Stück Weges in die lange Straße hinauf — keine Menschenseele mehr ließ sich blicken, nur die Flamme hielt prasselnd hier den berühmten Monolog: „Sein oder Nichtsein!" In der nächsten Minute berührte

der Mohr mit der brennenden Zunte den schwarzen Streifen auf dem Boden.

Das kleine coquette Flämmchen hüpfte und tanzte von Klasten zu Klasten fort, als ginge ein Irrlichtlein gespensterhaft spazieren, das sich neben dem ungeheuerlichen Flammenzuge spöttisch wie ein Zwerg ausnahm. Doch plötzlich erfolgte der fürchterlichste Donnerknall — das erste Haus flog in die Luft, nicht anders, als verwirklichte sich jene alte Götterfabel, wo die Titanen Felsmassen nach dem Throne des Zeus schleuderten. Hundert centnerschwere Trümmer brachten ein Getöse, eine Erschütterung hervor, daß man meinte, ein Erdbeben wolle Alles — Alles vernichten; ein zweiter Knall mit einem dumpfnachhallenden Echo — und todtenstille lag der Schutt wie ein Gigantengrab da. —

Diese Katastrophe ereignete sich um drei Uhr Morgens. Nun postirte Paul sowohl vorne in der Straße als auch rückwärts in den Obstgarten rings um diesen Schutthaufen eine Region von Spritzen, und ließ unaufhörlich die Wasserstrahlen hineinschießen, so daß manche Stelle, wo sich's durch die zufällige Lagerung der Trümmer sammeln konnte, einem Fischbehälter glich. Nichts, auch nicht die kleinste Vorsichtsmaßregel versäumte er. Ueberall war er — legte selbst Hand an — spornete die Leute zu rastloser Thätigkeit — machte ihnen begreiflich, daß die ganze Stadt auf dem Spiele stehe, wenn es der Gluth dennoch gelänge, die Klust zu überschreiten, kurz, er entfaltete eine Thatkraft, welcher Saalfeld, der ihn wenigstens mit Blicken zu verfolgen trachtete, seine Bewunderung schenken mußte.

Um halb vier Uhr ging der schwarze Dictator noch einmal in die lange Straße, um das Heranzücken des Feindes zu recognosciren, wie er sich ausdrückte. Auf der linken Seite standen noch drei, auf der rechten Seite nur noch zwei Häuser unverfehrt — weißgekleidete Opfer, die nur geduldig darauf harrten, daß der Flammen-Tiger seine goldenen Krallen in sie einbaue. Die ganze mit Roth-Goldgluth illuminirte Straße sah nun in der That aus, als ginge hier der Weg schnurgerade ins unendliche Feuerreich.

Der Mohr stand ein Paar Minuten in tiefes

Nachdenken versunken, brustnackt, prallarmig, nicht unähnlich der Statue eines Monumentes.

Ein sehr schwaches Geräusch, das gewiß kein anderes Ohr als sein afrikanisches vernommen hätte, drang zu ihm aus einem der letzten Häuser; es klang wie das Winseln eines Kindes. Er trat unter das Thor — lauschte einen Augenblick — eilte in den Hof, weil ihm der Schall aus der Tiefe des Gebäudes zu kommen schien; lauschte wieder — das Gewinsel wurde immer stärker — er lief über die Stiege ins erste Stockwerk — tappte im Dunkeln über einen Gang — horchte an einer Thüre; noch immer glaubte er die hohe seine Stimme eines Kindes zu vernehmen. Die Thüre war verschlossen, aber der Gedanken, hier gilt's ein Leben zu retten, verdoppelte noch die Kraft seiner Arme. Er stemmte sich, und drückte mit solcher Gewalt gegen sie, daß die Kegel des Schlosses wichen, und in demselben Momente sprang mit freundlichem Knurren ein Hund heraus, den er nach einem Griffe mit der Hand, da hier gänzliche Dunkelheit herrschte, für einen Budel hielt.

„Armer kleiner Kerl! Du hast Dein Leben auch lieb, so gut als wir,“ rief Paul, ihn streichelnd. Unten beim Flammenschein überzeugte er sich, daß er sich nicht geirrt. Ein junger schwarzer Budel, welchen der Eigenthümer vergessen hatte, suchte seinem Befreier durch die drolligsten Freudenstrünge unter lautem Bellen seine Dankbarkeit zu bezeugen.

„Ja ja, Du kleiner Schlingel! glaub' Dir's — glaub' Dir's, Du hast Dein Leben auch lieb!“ wiederholte der gutmüthige Mohr, „von nun an will ich Dein Herr sein, Du närrischer Springpelz! Dein voriger Gebieter ist Deiner nicht mehr werth.“ Er brachte den Hund in Sicherheit.

Gleich nach vier Uhr Morgens stand auch das letzte Haus der langen Straße in Flammen; der Sturm wollte noch immer nicht schlafen gehen. Paul hielt es für rathsam, einige Spritzen an das gegenüberliegende Ufer zu senden, obwohl er zu seiner Beruhigung bemerkte, daß meistens das Flugfeuer in den Wellen auszischte. Als die brennenden Dachtrümmer des letzten Gebäudes in den durchnästen Schutt hinabstürzte, rief der Mohr voll Selbstvertrauen: „Nun warte Du rothe Furle! hier will ich Dich schon beim Rockzipfel erwischen, und hab' ich

Dich einmal, dann sollst Du mir keinen Schritt weiter laufen!"

Bei Sonnenaufgang zweifelte niemand mehr daran, daß man nun vollkommen Herr über die Flamme sei. Es entstand ein edler Wettstreit unter den Bürgern, die Obdachlosen und Nothleidenden so gut wie möglich unterzubringen. Allgemein wurde von Pauls Entschlossenheit gesprochen; laut wurde es gesagt, daß man dem Mohren und sonst niemandem die Rettung der Stadt zu verdanken habe. Reiche Kaufleute und angesehenere Bürger drangen darauf, Paul müsse auf eine glänzende Weise belohnt werden. —

Drei Tage hindurch blieb der Schauplatz der Verbrennung durch Militair abgesperrt und die Löschmannschaft hatte noch über und über zu thun; denn in manchem Keller brannte noch Weingeist oder Vitriolöl, und in diesem oder jenem Magazin wollte sich die Flamme des ergriffenen Stocklades noch nicht dämpfen lassen. Auch wurde es unterdessen ermittelt, wie das Feuer in der Spinnfabrik auskam. Ein zwölfjähriger Knabe, dem das Rauchen von seinen Eltern streng untersagt war, hatte an jenem stürmischen Abend eine brennende Cigarre in einen Winkel hinter einen Wollkorb geschleudert, um damit nicht ertappt zu werden: dies war vielleicht die theuerste Cigarre in der Welt, denn sie hatte siebenzig Häuser gekostet. —

Der Mohr führte eines Morgens wie gewöhnlich die Säge, als Lorenz die Thüre öffnete mit dem Rufe: „Nun, find' ich Euch endlich, Paul!"

„Ich heiße nicht Paul — ich bin ein Mandingo," sagte lächelnd der Angesprochene.

„Mann! wie soll ich Euch danken?" fuhr Lorenz gerührt fort, „Ihr habt mir Weib und Kind aus den Flammen gerettet; ich versprach zweihundert Thaler für das Wagniß — da, nehmt sie für Eure alten Tage!"

„Mensch! so etwas thut man nicht um's Geld!" rief der Mohr stolz die Summe zurückweisend.

„Das weiß ich — das weiß ich!" entgegnete rasch Lorenz; „aber wie soll ich Euch meine Dankbarkeit bezeigen? — wie?"

„Laßt mir den süßen Glauben, Lorenz, daß Ihr in einem ähnlichen Falle für mich das Gleiche thätet — gewiß, Ihr würdet es thun!"

„Da müßt' ich ja ewig Euer Schuldner bleiben!"

„Nicht doch — ich hab' Euch noch dafür zu danken; denn ich werde in der Zukunft süßer schlafen als früher — machen gute Sprüchwörter, die Weisheit — Lorenz, ein gut Gewissen ist das beste Schlummerkissen!" sagte der Mohr im Tone der tiefsten Gemüthlichkeit, indeß er sein großes schönes Auge, das wie der Sirius erglänzte, in den feuchten Blick des Anderen versenkte. Nach einer Pause fuhr er fort: „Bin weit in der Welt umhergekommen, habe so Manches gethan, wozu ein bißchen Muth gehört, doch gerade diese That, Lorenz, freut mich so recht von Herzen — mir ist, als hätt' ich's für meine Mutter gethan — und ist das eben so gut: hab' es für ein Weib gethan! Werden sich freuen, die Mandingos, wenn ich es ihnen einst erzähle."

„Also wollt Ihr in Euer Vaterland zurückkehren?" forschte Lorenz.

„Ja, will das!" rief Paul, „sollen da ein Paar junge Mandingos von mir das Tischlerhandwerk erlernen."

„So eine weite Reise kostet viel Geld, nehmt diese Summe — macht mir die Freude!" bat der Fakturaufseher dringend.

„Kein Wort mehr davon, Lorenz!" rief der Mohr etwas heftig.

„Nun, so erlaubt doch wenigstens, daß ich mein Weib und meinen Knaben zu Euch bringe, um Euch selbst für ihre Rettung zu danken," erwiderte Lorenz mit der hellen Vaterfreude in den Blicken.

„Bringt sie, wenn Ihr wollt — ich will dem Kleinen ein Paar Küsse geben, wenn er sich vor meiner schwarzen Haut nicht fürchtet, und nach zehn Jahren erzählt ihm die Geschichte, daß er einst auf einem Rappen durchs Feuer geritten ist — war ein Kinderpiel das!"

„Was seid Ihr für ein guter Mensch!" rief Lorenz.

„Wir sollten Alle in der Welt nichts Anderes sein," entgegnete der Mohr, „es wachsen aber die guten Stämme selten, Unkraut giebt es genug!"

„Und das Unkraut verdirbt nicht," setzte Lorenz hinzu.

„Es liegt im Saamen — und am Ende, was wissen wir davon? Sind doch selbst die Giftpflanzen zu dem oder jenem zu brauchen,“ erwiderte achselzuckend der Neger, während er mit seinen gewaltigen Fingern die Glätte des eben gehobelten Brettes prüfte.

„Nun, lebt wohl! Ihr wollt arbeiten und ich führe Euch,“ sagte Lorenz ihm die Hand reichend.

„Lebt wohl, Lorenz! kommt bald wieder — gute Menschen habe ich gern,“ entgegnete Paul, ihm warm die Hand drückend. Sie trennten sich für diesmal, wurden jedoch bald näher zusammen befreundet. —

Endlich kam die Stunde, wo sämtliche Einwohner der Stadt ihre Neugierde befriedigen konnten; denn das Militair und die Löschmannschaft räumten erst gänzlich das Feld, bis auch kein einziger Nischenhaufen mehr rauchte. Nun strömte das Volk weit und breit herbei, um die ungeheure Brandstätte zu besichtigen — welsch' ein Bild der Verödung entfaltet sich da dem Blick! Ein wildes Heer von Hunnen schien hier gehaust zu haben; die Spinnfabrik allein genügte, um sich einen richtigen Begriff zu machen, mit was für einer Zerstörungswuth die mit dem Sturmwind verschwiferte Flamme hier gewirthschaftet hatte. Nur die Hauptmauern standen noch, aber dermaßen vom Rauche geschwärzt, daß es aussah, als hätten die früher schneeweißen Kalkwände ein Trauerkleid für das allgemeine Unglück angezogen. Die eisernen Gitterstangen der Fenster hatten sich in der Gluth wie Regenwürmer gekrümmt, sogar die mächtigen Grindel-Bäume der Schwungräder konnten ihr nicht widerstehen. Das Innere der Fabrik glich einem Chaos von wild durcheinander geworfenen Dachbalken, Maschinen-Kolben, Thürpfosten und hundert anderen verkohlten Gegenständen, die schwarz wie die Nacht nun seltsam den wolkenlosen, tiefblauen Himmel anglozten, der sich über die Ruinen im Bogen wölbte. Die ganze Straße war in eine Trümmerwelt verwandelt — mitten in ihr lag die Riesenleiche des Thurmes, wie ein plastischer Warnungspruch des Schicksals, daß man von höchster Höhe so tief sinken könne. In vielen Augen sah man Thränen, wenn sie zu den ausgebrannten Fenstern hinausblickten, wo noch vor Kurzem Tage des Glückes verlebt wurden; doch die goldene

Sonne leuchtete noch eben so glänzend über den endlosen Schutt hin, wie einst über die friedlichen Wohnungen der nun Heerd- und Obdachlosen. —

Einige Zeit später fuhren in einem schönen Wagen vier Herren durch die Vorstadt und erkundigten sich, wo der große Mohr wohne. Sie traten in seine Stube ein, begrüßten ihn, und der angesehenste unter ihnen ergriff das Wort.

„Wir kommen im Namen der ganzen Stadt, um Euch zu danken, Paul, für den ungewöhnlichen Dienst, den“ —

„Ich heiße nicht Paul — ich bin ein Mandingo!“ rief der Mohr unterbrechend.

„Nun gut, Ihr mögt heißen, wie Ihr wollt,“ fuhr der Herr fort, „dies thut hier nichts zur Sache; die Bürgerchaft fühlt sich Euch verpflichtet, und läßt Euch durch mich und meine Begleiter diese vierhundert Goldstücke als einen Beweis der Dankbarkeit überreichen.“

Der Mohr stuzte einen Augenblick, legte ein großes Stemmisen auf seine Hobelbank, trat den Herren majestätisch einen Schritt entgegen und sprach in einem Tone, worin sich Stolz, Erstaunen, Mitleid, Ehrgeiz und rein-menschliches Selbstbewußtsein Luft machte, Folgendes:

„Daß Ihr weisen Leute doch jede That auf die Goldwage legt, wodurch Einem das Gefühl: Mensch, Du hast etwas Gutes gethan, verbittert wird! Fangt doch endlich einmal an zu glauben, daß in einer schwarzen Brust auch ein Menschenherz schlägt, und hört einmal auf, meine armen Brüder zu knebeln, in verpestete Schiffsräume zu stecken und in die Sklaverei zu schleppen! Ihr weisen Leute prahlt mit Euern Einrichtungen, mit Euere Menschlichkeit, und Ihr schämt Euch nicht, uns wie tolle Hunde zu behandeln; eine schöne Menschlichkeit das!“

„Ihr könnt noch immer nicht vergessen, daß sie Euch in die Gluth schleudern wollten,“ versetzte einer der Herren, die sämtlich etwas verlegen wurden bei dieser unerwarteten Anrede.

„Tod und Sahara! ich bin ein Mandingo! bei uns zu Lande schneift man nur Holz in's Feuer, aber kein lebendiges Wesen. Psui über den Erfinder dieses Gedankens! kein Wurm und Löwe, kein Fisch und kein Falke giebt gutwillig sein Leben hin — ist dies der größte Schatz, den uns die Natur an-

vertraut — jeder ist sein eigener Wächter; er wache. Ich — ich bin mein Eigenthum! wer es antastet, vergift, daß er mir durch diese Gewaltthat das Recht einräumt, mich auch meiner Kräfte gegen ihn zu bedienen — merkt Euch das, Ihr guten Herren, ein Jahrtausend lang; das spreche nicht ich zu Euch — das spricht das ganze Mohrenthum zu dem weißen Menschenstamme! — — Dieß Gold vertheilt unter jene Unglücklichen, die durch die Feuerbrunst am härtesten mitgenommen worden sind — besser kann es die Bürgerschaft gewiß nicht verwenden. Lasse mir die That von Euch nicht abkaufen, würde jeder Mandingo so handeln wie ich. Geht, Ihr lieben Herren, geht, und sagt es der weißen Welt, daß mitten in ihr ein Schwarzer lebt, dessen größter Stolz es ist, kein weißes Fell zu haben!“

Sie gingen mit den sonderbarsten Empfindungen. Keiner wußte, was er zu seinem Nachbar sagen sollte; Keinem von ihnen war je solch hoher natürlicher Adel, solch' eine Seelengröße vorgekommen — sie fühlten sich alle wie Nullen neben ihm. —

Ungefähr nach einem Jahre lichtete ein Schiff im Hafen von Triest die Anker; darauf befand sich

ein Mohr, dessen Schulter dem größten Matrosen bis an die Stirn reichte. Er und ein schwarzer Budel waren während der langen Seereise unzertrennliche Freunde. Alle Matrosen gewannen den Afrikaner lieb, als er einst, während der Kiel mit vollen Segeln lustig wie ein lebendiges Wesen die blaue Fluth durchpfeilte, übermüthig froh ausrief: „Wenn ich kein Mensch wäre, möcht' ich ein Schiff sein! — s' ist nichts todt in der Welt, dieß Wort ist ein menschlicher Irrthum.“ Als sie die Felsen von Gibraltar im Rücken hatten, sah man den Mohren oft vom höchsten Mastkorb aus sehnsüchtig nach der Küste von Guinea hinblicken. Der sonst so Gesprächige wurde in diesen Tagen stumm wie der Meeresgrund. Die Matrosen glaubten, daß er krank sei. Wie erstaunte die Schiffsmannschaft, als sich die Fregatte der Küste näherte! Da flog der schwarze Riese wie ein Pfeil über Bord, zerteilte mit seinen gewaltigen Armen klastertweit ausgreifend die Wellen, sprang ans Land und küßte unter Freudenthränen seine afrikanische Erde, wie ein guter Sohn nach langjähriger Abwesenheit seine Mutter küßt.

Fenilleton.

Beischwingen.

Das Parratsche Rettungsfloß. Das englische Unterhaus hat beschlossen, daß jedes Schiff, das Auswanderer am Bord hat, das Parratsche Floß mit sich führen soll. Dasselbe besteht aus Kautschuck-Röhren, die mit Leinwand und Netzwerk so umgeben sind, daß durch Querbalken, an denen das Netzwerk befestigt ist, die Vorrichtung eine Art flaches Fahrzeug bildet, das im Stande ist, hundert und mehr Personen selbst durch die stärkste Brandung zu tragen.

Literarisches. Die vierte Auflage der Byron-Üebersetzung von Adolf Böttger wird demnächst vollständig erschienen sein. Der Dichter hat dem Vernehmen nach ein neues episch-lyrisches Werk vollendet, dessen Inhalt und Titel aber nicht vor dem Erscheinen im Buchhandel bekannt werden soll. — Von unserem geschätzten Mitarbeiter M. Solitaire hat soeben das erste Heft der „Alten Bilder in neuen Rahmen“ (Landsberg, Bolger und

Klein) die Presse verlassen. — Unter dem Titel „Recensionen und allgemeine Bemerkungen über Theater und Musik“ ist im Verlage von J. F. Grefß in Wien ein Werk in vier Bänden erschienen, das für Künstler und Kunstfreunde von wahrhaftem Interesse ist. Der anonyme Verfasser dieser Recensionen, oder vielmehr kritischen Abhandlungen, hat besonders die Leistungen und Verhältnisse der Wiener Theater und vorzugsweise des Hofburgtheaters im Auge, die er mit Scharfsinn und künstlerischem Verständniß beleuchtet. Spricht der Verfasser auch manche von den unserigen abweichende Meinungen aus, so gestehen wir ihm doch mit Freuden zu, daß er von den besten Motiven geleitet und sein Buch ebenso interessant, als belehrend ist, und hoffentlich auch nicht ohne Einfluß auf die modernen theatralischen Verhältnisse bleiben wird. — Im Verlage der Gebr. Escudier in Paris ist jetzt ein Werk unter dem Titel: „Rossini, sa vie et ses oeuvres“ erschienen, das sehr interessante Aufschlüsse über diesen großen Tonmeister giebt.

Bildende Künste. Der in Bonn verstorbene Boissereé hatte seiner Vaterstadt Cöln zwei große Säle voll alter Gemälde, Glasmalereien u. s. w. unter der Bedingung vermacht, daß diese Kunstwerke binnen Jahresfrist aufgestellt sein müssen, widrigenfalls die Stadt dieses Geschenk verlustig geht. Der Gemeinderath der Stadt Cöln hatte deshalb sofort seinen Sitzungsjaal zu dieser Ausstellung hergegeben. Ein reicher Privatmann in Cöln hat nun auch der Stadt die Summe von 100,000 Thlr. — von der er sich nur bis zu seinem Tode die Zinsen von vier Procent vorbehalten — geschenkt. Dieses Capital will man, das noch Fehlende hinzusetzend, für den Bau eines neuen Museums verwenden. Auch der Stadt Leipzig wurde von dem verstorbenen Kunst-Mäcen Schletter bekanntlich eine überaus werthvolle Gemäldegallerie zugleich mit einem Hause, das vielleicht mehr als 100,000 Thlr. werth ist, geschenkt. Hier scheint man aber den hohen Werth, dieses einem Könige keine Schande machenden Geschenk nicht allzuhoch anzuschlagen, denn abgesehen davon, daß man die Angelegenheit des Baues eines geeigneten Lokales für diese Kunstschätze ziemlich flau zu betreiben scheint, ist es auch äußerst schwierig und mit vielen Umständen verknüpft, die Erlaubniß des Eintritts in das jetzige Local der Schletter'schen Gemäldegallerie zu erlangen. So lange Herr Schletter noch lebte, die Gallerie also Privateigenthum war, stand sie jedem Kunstfreunde offen — jetzt, wo sie Eigenthum der Stadt ist, liegen die Schätze so gut wie begraben. Friedrich Gerstäcker hat kürzlich im Leipziger Tageblatt diese Angelegenheit in ziemlich entschiedener Weise besprochen und dabei auch gezeigt, wie viele unnütze Wege und Zeitverlust ihm es gekostet hat, um den Eintritt in die Schletter'sche Gallerie zu erlangen. — In Cöln findet sich noch eine große Anzahl altdeutscher und altitalienischer Gemälde, die bisher an verschiedenen Orten in der Stadt zerstreut waren. Der christliche Kunstverein daselbst hat nun eine Ausstellung derselben auf dem Gürzenich veranstaltet. Vierhundert und fünfzig der besten Bilder aus dem Mittelalter sind in dem ungeheuren Saale bis jetzt aufgestellt, der mit diesem schönen Schmuck einen imposanten Anblick gewährt. —

Theater. Die Direction des Drurylane-Theaters hat Bankrott gemacht. Am schlimmsten kommen auch diesmal die Deutschen bei diesem Schiffbruch weg. Die Mitglieder der deutschen Oper dieses Theaters haben bereits seit 3—4 Monaten keine Gage erhalten und werden natürlich nun auch nichts mehr retten können. — In Graudenz hat die Auf-führung von Fennelli's Lustspiel: „die Mönche“ Veranlassung zu einem Federkrieg zwischen dem Kaplan Lic. Bucht und der Theaterdirection gegeben, bei dem sich der fromme Herr Kaplan großartig blamirt hat. Anerkennung verdiente die ruhige

Haltung und der würdige und anständige Ton, mit dem Herr Director Genée die albernen Angriffe des zelotischen Geistlichen zurückwies. — Die Direction der vereinigten Theater in Hamburg hat ihre Zahlungen eingestellt. Dem Vernehmen nach werden vom 1. August ab die bisherigen Mitglieder bis zur vollständigen Regulirung der mislichen Verhältnisse auf Theilung weiter spielen.

Bestrafter Kornwucher. Einer der Kornjuden, welche in dem Königreich Sachsen und der preussischen Provinz Sachsen ihr Wesen treiben, hat jetzt Bankrott machen müssen, da ihm, wie man sagt, für einige hunderttausend Thaler Getreide, welches er in Erwartung noch höherer Preise aufgekauft und aufgespeichert hatte, verdorben ist.

Die Mustervorstellungen auf dem Hof-theater in München. Die ersten drei Aufführungen während dieses großartigen Gastspiels sind sehr glänzend ausgefallen und haben bis auf Kleinigkeiten den Erwartungen entsprochen, die man von diesem Unternehmen hegen durfte. Die erste war die „Braut von Messina“ mit folgender Besetzung: Isabella Frau Kettich, Don Manuel Emil Devrient, Don Cesar Hendrichs, Diego Kaiser, Beatrice Fr. Damböck, älterer Chorsführer Anschütz, jüngerer Chorsführer Schneider (aus Carlsruhe.) Von noch höherer Bedeutung war nach den übereinstimmenden Berichten aller Correspondenten die zweite Vorstellung, „Minna von Barnhelm“, bei der folgende Künstler, dem Range ihrer Leistungen nach aufgeführt, mitwirkten: Fr. Neumann (Franziska), La Roche (Just), Frau Kettich (Dame in Trauer), Frau Constanze Dahn (Minna), Kaiser (Werner), Emil Devrient (Riccaut), Döring (Wirth), Schneider (Zellheim). Am wenigsten scheint die dritte Vorstellung, „Nathan“, befriedigt zu haben. Die Besetzung dieses Trauerspiels war: Saladin Kaiser, Sittah Frau Kettich, Nathan Anschütz, Recha Frau Dahn-Hausmann, Daja Frau Haizinger, Tempelherr Liedtke, Patriarch Jost, Klosterbrüder La Roche, Al Haßi Christen.

Eine neue Art Engagements abzuschließen hat kürzlich der Maire von Toulouse erfunden. Jeder neue Künstler muß drei Proben, jeder alte eine Probe bestehen, und zwar müssen sämtliche Debütanten binnen sechs Wochen vor dem Publikum erscheinen. Bei den Vorstellungen erhält jeder zahlende Zuschauer einen in zwei Theile geschnittenen Zettel, auf dem sich die Worte „Ja“ und „Nein“ befinden. Nach der Vorstellung löst das Publikum jenen Theil ab, der sein Votum enthält, welches bei dem Ausgange in eine Urne geworfen wird, und die Zahl der Stimme entscheidet dann für oder gegen das Engagement des Künstlers.

(Leipz. Theater-Chronik.)

Eine neue Art von Schiffen. In Australien beabsichtigt man ein Schiff mit elastischen Materialien in Form eines Wallfisches zu bauen. Man habe nämlich gefunden, daß die große Schnelligkeit, mit der der Wallfisch schwimmt, ihren Grund in der raschen Auf- und Abwärtsbewegung seines horizontalen Schwanzes hat. Das neue Schiff soll nun am Hintertheile einen dem Wallfischschwanz nachgebildeten Apparat von Gutta-Percha erhalten, welcher durch Dampfkraft in Bewegung gesetzt werden soll. Hierdurch soll eine bisher unerhörte Schnelligkeit und Sicherheit beim Segeln erzielt werden. Wenn das Ganze nur nicht einer der beliebten transatlantischen Bußs ist!

Vermischtes.

Aufopfernde Mutterliebe. In einem der reizendsten Häuser bei Paris entwickelte sich kürzlich ein Drama, das Alles übersteigt, was wir Schreckliches im Familienleben kennen. Drei Personen waren dabei betheilig, ein Ehepaar und die Mutter der Frau. Der Mann, ziemlich hochgestellt, gegen vierzig Jahre alt, war herzlos und höhnisch, die junge Frau liebenswürdig und schön, ein sanftes Opfer ihres Tyrannen, ihre Mutter, eine Frau mit Spuren früherer Schönheit, von mutbigem energischem Character, deren Jugend von heftigen Leidenschaften bewegt wurde, die viel geliebt, sich immer mit einem geheimnißvollen Schleier umgeben, durch excentrisches Wesen ausgezeichnet hatte und nun ihre Tochter über Alles liebte. Der Mann stand auf sehr gespanntem Fuß mit der Schwiegermutter. Eines Tages erhielt sie wie oft schon einen verzweiflungsvollen Brief der Tochter und sie eilte zu derselben. „Ich ertrage dieses Leben nicht länger, Mutter,“ sagte diese, „und ziehe den Tod ihm vor.“ — „Mein Wagen steht am Thor,“ antwortete die Mutter: „fahre nach Paris.“ — „Ich werde doch zurückkommen müssen.“ — „Nein.“ — „So holt mich mein Mann.“ — „Das werde ich verhindern.“ — „Du weißt ja aber, Mutter, daß er durchaus nicht in eine Trennung willigen will.“ — „Ich werde ihn dazu bringen.“ Die Tochter ließ sich bewegen und fuhr fort. Nach etwa einer Stunde kam der Mann. „Wo ist meine Frau?“ fragte er. — „In ihrem Zimmer, sie ist unwohl. Wollen Sie nicht zu ihr gehen?“ — „Erst muß ich essen.“ Es war Mittagzeit und er ging mit der Schwiegermutter in das Speisezimmer, wo angerichtet wurde. Sie sprachen wenig mit einander. Bei dem Dessert befaß die Schwiegermutter der Dienerschaft sich zu entfernen und erst wieder zu kommen, wenn man sie rufen würde. „So haben Sie wichtige Dinge mit

mir zu besprechen?“ fragte der Mann, „da stehe zu Diensten.“ — „Es handelt sich um meine Tochter; ich spreche zum letzten Male mit Ihnen darüber. Lesen Sie diesen Brief, den ich heute von ihr erhielt.“ Der Mann las und gab den Brief mit kaltem Lächeln zurück. „Sie wissen,“ sagte die Schwiegermutter darauf, „wie sehr ich meine Tochter liebe und können also ermessen, wie sehr es mich schmerzt, sie so unglücklich verheirathet zu haben. Ich trage die Schuld, ich will es also versuchen, sie wieder gut zu machen. Ich habe bereits von einer Trennung gesprochen . . .“ — „Die ich nicht zugeben werde.“ — „Wenn ich Ihnen aber die Mitgift ließe?“ — „Gleichviel, ich will die Frau behalten.“ — „Um ein Opfer zum Quälen zu haben!“ — „Aus welchem Trauerspiele haben Sie diese Redensart?“ — „Aus dem unsrigen — Sie verweigern also die Trennung?“ — Mit aller Bestimmtheit. — „Und dies ist Ihr letztes Wort?“ — „Das letzte!“ — „Meine Tochter wird aber doch gerettet werden.“ — „Ach, was könnten Sie thun!“ — „Alles, selbst mein Leben für sie hingeben.“ — „Das klingt ja großartig. Auf Ihr Wohl, schöne Frau Schwiegermutter!“ Er schenkte ihr ein und trank. Sie trank auch. „Sterben also wollen Sie für die Tochter?“ fuhr er dann höhnisch fort. — „Ja, ich werde für sie sterben, aber nicht allein.“ — „Der Tausend, das wird ja hochtragisch! Sie wollen mich doch nicht morden? Das möchte ich sehen!“ — „Sie werden es sehen!“ — „Sie wollen mich also wirklich umbringen?“ — „Es ist bereits geschehen und ich fühle, daß auch ich sterbe — Sie haben nicht lange mehr zu leben.“ — Mit einem Schrei des Entsetzens sprang der Mann auf und eilte den hereindringenden Dienern entgegen, aber ehe er die Thüre erreichte, brach er zusammen und unter Zufügungen gab er den Geist auf, ohne ein Wort sprechen zu können. Die Schwiegermutter war bereits verschieden, hatte aber vorher einen offenen Brief auf den Tisch gelegt, in dem es hieß: „Man suche die Ursache meines Todes nicht zu ergründen. Mein Schwiegersohn und ich waren des Lebens überdrüssig und nahmen Gift in dem Wein, den wir tranken. Meine Tochter möge mir verzeihen und für mich beten!“ (Leipz. Allg. Mode-Zeitung.)

Leipziger Stadttheater.

Die zahlreichen Gastspiele haben bis jetzt noch an unserer Bühne fortgedauert. In der Oper ist es noch immer Frau Betty Gundy gewesen, welche das Publikum zu fesseln und in die heißen Räume des Kunsttempels zu locken verstand. Diese vorzügliche Sängerin und geniale Darstellerin hat uns nach einem fast sechsmonatlichen Gastspiel ver-

lassen und wird die nächste Zeit in einem Bade verleben, um sich von den vielfachen hiesigen Anstrengungen zu erholen. Ein Engagement dieser Künstlerin für unsere Oper ließ sich leider nicht ermöglichen. Es hatte dies seinen Grund nicht in zu hochgestellten Ansprüchen der Sängerin, sondern nur in den nicht immer schönen inneren Verhältnissen des hiesigen Theaters, die jedoch hoffentlich bald durch den Abgang einiger mehr ihr eigenes Interesse, als das der Kunst im Auge habenden Mitglieder der Oper eine Umgestaltung erfahren werden. Frau Gundy ist in der letzten Zeit als Antonina in Donizetti's „Bellislar“ und wiederholt als Norma und Rezia (im „Oberon“) aufgetreten. Diese sämtlichen Leistungen können wir nicht anders als vorzüglich nennen, sowohl was Gesang als Spiel betrifft. Die vielseitige Künstlerin bewies dabei, daß sie in dem großen, pomphaften Genre der italienischen Oper ebenso hinreichend zu wirken versteht, als in der gediegenen, auf dem realen Boden der Wahrheit stehenden deutschen Musik. Von einer solchen Künstlerin gesungen und dargestellt erscheint die italienische Oper vollkommen berechtigt und gewinnt selbst in den Augen ihrer Gegner eine künstlerische Bedeutung. Frau Gundy's Norma reißt sich, was glanzvolle musikalische Ausführung und geniale Auffassung betrifft, den Gestaltungen der berühmtesten Gesangsgrößen, die wir kennen gelernt haben, an. Als Rezia nahm sie Abschied vom Publikum und empfing bei der vorzüglichen Durchführung dieser ungewöhnlich schwierigen Partie, an der schon oft überzogen nachhabende Sängerinnen gescheitert sind, die unzweideutigsten Beweise von allgemeiner Anerkennung. — Herr Damke, der auf dem Zettel noch immer als Gast aufgeführt wird, vermochte als Sever in der Norma nicht zu genügen und trat gegen alle übrigen Mitwirkenden (Herr Schott Drovis, Fr. Buch Adalgisa), die in dieser Vorstellung sämtlich sehr Gutes leisteten, allzusehr zurück. —

Im Schauspiel sahen wir als Gäste Herrn Leuchert vom Josephstädter Theater in Wien, Herrn Barry vom k. k. Theater in Lemberg und als Debütantin Fr. Wolfram. Herr Leuchert trat bis jetzt einmal als Karl Moor auf. Es ist dieser Darsteller im Besitz sehr schöner Mittel und einer vortheilhaften Persönlichkeit, auch Talent ist ihm nicht abzuspochen, daß er jedoch — trotz dessen er nicht mehr Anfänger ist, wie seine Gewandtheit und Routine beweisen — noch nicht vollständig zu verwerthen versteht. Ein hauptsächlichlicher Mangel des Herrn Leuchert ist es, daß er noch zu sehr Schauspieler und zu wenig darstellender Künstler ist. Es fehlt dem Spiele Natur und Wahrheit,

durch einen etwas übertriebenen theatralischen Pathos sucht er zu wirken, er steht fortwährend auf dem Rothurn und hebt alle, auch die weniger bedeutungsvollen Redetheile, so stark hervor, daß ihm eine feinere Nuancirung unmöglich wird. Wir zweifeln nicht daran, daß der Gast, der uns den bereits abgegangenen Herrn Rudolph ersetzen soll, bald dahin gelangen kann, an einem größeren Theater das Fach der jungen Helden entsprechend auszufüllen und glauben auch, daß er den besten Willen, Ausdauer und Kraft genug hat, um sein schönes Ziel zu erreichen; wir werden sehen, was er bei seinen weiteren Gastrollen leisten wird, und halten bis dahin mit einem definitiven Urtheil über ihn zurück. — Herrn Barry, einen Characterspieler im Volksgenre, lernten wir erst bei seinem zweiten Auftreten in der Titelrolle des Charactergemäldes „Ferdinand Raimund“ von Carl Elmar schätzen. In diesem in seiner Art sehr gelungenen Stücke, das sich vortheilhaft von den meisten in neuerer Zeit für die Wiener Volksbühne geschriebenen Erzeugnissen unterscheidet, war der Gast ganz vorzüglich. Er gab uns ein schönes und naturwahres Bild des liebenswürdigen und unglücklichen Ferdinand Raimund, er verstand es alle Seiten dieses eigenthümlichen Characters in das gehörige Licht zu stellen. Seine Auffassung desselben bewies, daß er Raimund persönlich gekannt haben muß. Im entschiedensten Gegensatz zu dieser Leistung stand sein Valentin in Raimunds „Verschwender“, in welcher Rolle er hier zuerst auftrat. Hier wurden wir unangenehm berührt durch das zu starke Auftragen, die uns Norddeutschen einmal antipathischen Wiener Vorstadtmanieren und namentlich durch die etwas zu starken Sprähe und Vascivitäten in den eingelegten Couplets. Nicht unrecht hatte da die hiesige Tageskritik, die nach dieser Vorstellung Herrn Barry auf das Sommertheater verwies. Doch wir wollen nicht weiter von dem ersten mißglückten Auftreten des Gastes reden — er hat durch seine zweite Rolle diese Scharte glänzend ausgewegt und sich als denkender und gebildeter Künstler in den Augen des gebildeten Publikums und der Kritik hergestellt. Hoffentlich wird er nun wissen, was unser norddeutscher Geschmack auch in der Posse und im Volksschauspiele verlangt und seinem Ferdinand Raimund noch mehrere andere tüchtige Leistungen folgen lassen. Der erste theatralische Versuch des Fr. Wolfram als Frau in Köpfer's Lustspiel „Nehmt ein Exempel daran“ fiel sehr glänzend aus. Die junge liebenswürdige Dame zeigte ein sehr beachtenswerthes Talent und bewies durch diese Leistung, daß sie durch tüchtige Studien vorbereitet ihre öffentliche künstlerische Laufbahn begann. D—i.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Hünze. — Druck und Verlag von Friedrich Rückmann.

In Commission von Bruno Hünze in Leipzig.